

Kein Problem für Attila und Leila?

Zur Namengebung in bikulturellen Familien

(gem. m. Viktoria Djafari-Arnold)

Namen gehören unverwechselbar zum Heimatgefühl, zum Gefühl dessen, wo wir uns wohl und geborgen fühlen - für Vertriebene und Exilierte zum Gefühl dessen, wonach man sich sehnt«, formuliert der renommierte Namenforscher Stefan Sonderegger.¹ Solche Zusammenhänge zwischen Namen und Heimatgefühl veranschaulichen die spezifische Problematik von Namengebung in bikulturellen Familien. Es geht darum, eine gemeinsame Heimat zu finden: für die Eltern um eine Positionierung in und zwischen den Kulturen, aus denen sie kommen, für das Kind um eine Verortung in seinem gesellschaftlichen Umfeld, die ihm gute Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Namengebung als ein solcher Akt der Beheimatung des Neugeborenen kann ein sehr schwieriger und spannungsreicher Prozeß sein. Wie Heimatgefühle insgesamt hat er mit Geschichte zu tun - mit Lebensgeschichte und Familiengeschichte, aber auch mit der Geschichte der ethnischen beziehungsweise der religiösen Gemeinschaften, denen die Kindeseltern entstammen. Jede Namengebung eines Kindes führt in historische Zusammenhänge. Aber es macht einen wesentlichen Unterschied aus, ob die im Kindesnamen verschlüsselten kulturellen Traditionen auf ähnliches, oder auf unterschiedliche Wurzeln zurückgehen. Anders als bei Paaren mit gleichem Herkunftsmilieu bedeutet in bikulturellen Ehen die historische Komponente der Namengebung ein Spannungsmoment. Die Lösung dieses Spannungsmoments ist eine wichtige Ausdrucksform des Umgangs mit Kulturunterschieden insgesamt.

Hinsichtlich der historischen Dimensionen der Namengebung in bikulturellen Familien haben wir verschiedene Ebenen zu unterscheiden. Die kulturspezifischen Systeme der Namengebung das Namengut sowie die Regeln, nach denen es weitergegeben wird - reichen meist weit in die Geschichte zurück. Die Problematik, zwei unterschiedliche Systeme miteinander verbinden zu müssen, ist hingegen historisch relativ jung. Sicher hat es in allen Epochen der Vergangenheit interkulturelle Eheschließungen gegeben - sie blieben aber in der Regel auf Herrscherhäuser beschränkt und führten auch dort vielfach nicht zur Übernahme von Namengut aus der mütterlichen Herkunftsfamilie. Daß etwa die Habsburger die Namen Ferdinand und Isabella aus Spanien übernahmen, hat mit dem Erbe der Kronen von Aragonien und Kastilien zu tun, also mit einer außergewöhnlichen dynastischen Situation. Insgesamt wurden historische Formen bikultureller Ehen in der Regel innerhalb derselben Religionsgemeinschaft geschlossen und damit innerhalb von Gemeinschaften mit gleichem Namengut und ähnlichen Praktiken der Namengebung. Starke Kontraste zwischen den traditionellen Namenkulturen der beiden Partner sind im wesentlichen erst ein Phänomen der jüngeren Geschichte. Seine Voraussetzungen liegen einerseits in Säkularisierungsprozessen, die eine Zunahme interkonfessioneller und interkultureller Eheschließungen auch bei bisher unvereinbaren Religionsunterschieden ermöglichen, andererseits in weltweiten Migrationsprozessen, die massenhaft zur Partnerfindung zwischen Angehörigen sehr unterschiedlicher Kulturkreise führt. Weiters sind in diesem Zusammenhang auch Emanzipationsprozesse zu nennen, die eine ebenbürtige Mitsprache beider Partner bei der Wahl des Kindesnamens zulassen.

In der geschichtswissenschaftlichen Analyse können wir in jedem Akt der Namengebung zwischen einer »äußeren« und einer »inneren Namensgeschichte« unterscheiden. Die »äußere Namensgeschichte« bietet den strukturellen Hintergrund. In Kulturen der Nachbenennung führen die Traditionslinien -direkt oder über Namensvorbilder vermutlich - bis weit zurück. Jedes Kind, dem zu Ende des 20. Jahrhunderts der Name Alexander oder Sarah gegeben wird, steht irgendwie in einem Kontinuitätszusammenhang mit dem Makedonenkönig der Antike

beziehungsweise der Stammutter der zwölf Stämme Israels. Dieser »äußeren Namensgeschichte« steht die »innere« gegenüber. Sie ist individuell und subjektiv. Sie umfaßt alle die Erlebnisse und Erfahrungen, die ein Elternpaar zur Wahl eines ihm stimmten Namens für ihr Kind motivierte, weiterhin dann die eigenen Erlebnisse und Erfahrungen, die für die Trägerin beziehungsweise den Träger dieses Namens mit ihm verbunden sind. Für das Leben der bikulturellen Familie - die Entscheidung der Eltern, das Selbstgefühl des Kindes - steht diese »innere Namensgeschichte« im Vordergrund. Für die Wissenschaft ist sie nur dort faßbar, wo lebensgeschichtliche Selbstzeugnisse vorliegen. Von solchen Selbstzeugnissen soll im Folgenden ausgegangen und dabei der Versuch gemacht werden, »innere« und »äußere Namensgeschichte« miteinander zu verbinden.

»Mein Vater hatte also das Vorschlagsrecht«

Ein erstes Beispiel führt in die sechziger Jahre - Jene Zeit, in der in Österreich bikulturelle Ehen und damit eine entsprechende Namenswahl für die Kinder ein quantitativ bedeutsames Phänomen zu werden begannen. Während seines Studiums an der Montanistischen Hochschule in Leoben lernte ein türkischer Student aus Edirne eine junge Steirerin kennen und heiratete sie. Das junge Paar blieb in Österreich. Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor. Der jüngere der beiden berichtet:

»Laut den Ausführungen meiner Mutter gab es weder im Fall meines Bruders (vier Jahre älter als ich) noch bei mir irgendwelche größeren Diskussion zwischen meinen Eltern oder gar innerhalb der Familie. Aus der Familie meines Vaters oder meiner Mutter habe sich niemand in die Namengebung eingemischt. Sie hielt es für richtig, die Namenswahl für einen möglichen erstgeborenen Sohn meinem Vater zu überlassen. In den Monaten vor der Geburt dachte man gelegentlich über Namen nach, ohne aber zu wissen, ob denn das erste Kind ein Sohn oder eine Tochter werden würde.

Mein Vater hatte also das Vorschlagsrecht für meinen Bruder Attila und laut Erinnerung meiner Mutter kam er mit ziemlich türkisch klingenden Namen. Ein Yusuf fiel ihr noch ein und ein Mehmet an andere wollte sie sich im Detail nicht erinnern. (es war schwer genug, ihr diese Namen zu entlocken). Wenn das stimmt, dürften alle Namen männlicher Verwandter oder gar die des Großvaters bei den Vorschlägen meines Vaters keine Rolle gespielt haben. Obgleich sie das Vorschlagsrecht meinem Vater überließ, hieß das nicht, daß die Namengebung ohne ihre Zustimmung erfolgen würde. Nach einer langen Reihe ziemlich türkischer Namen kam anscheinend auch »Attila« vor (in türkischer Schreibweise Atitla), der für meine Mutter dann auch nicht so fremd klang. Als es nach der Geburt zur Entscheidung kam, rekurierte Mutter auf diesen Namen.

Vor der Geburt und offenbar unmittelbar danach spielte bei meiner Mutter die Idee eine wesentliche Rolle (sie wiederholte es mehrmals, es muß ihr also sehr wichtig gewesen sein), die Namen der Großväter (also ihres Vaters und Schwiegervaters) -u berücksichtigen, zumindest als zweite Vornamen. Auslösend dürfte da wohl gewesen sein, daß ihr der Name ihres Vaters (Guido) immer besonders gut gefiel (der Name ihres Schwiegervaters, meines Großvaters vaterseits, Kemal, ja wohl eher nicht so sehr - aber das ist nur meine Vermutung). Sie habe die Idee aber letztlich fallen lassen, weil Attila der einzige Sohn hätte bleiben können. Und dann hätte man den einen Großvater berücksichtigt - was aber mit dem anderen? Man wünschte sich zwar ein zweites Kind, aber das mußte ja kein Bub sein. Also wurden die Großväter nicht berücksichtigt und Mutter machte meinem Vater den Vorschlag, seinen Vornamen (im türkischen seinen Mittelnamen) als zweiten Vornamen zu verwenden: Attila Macit...

Bei mir war also dann die Sache mit dem Großvater nicht so aktuell. In den Monaten vor meiner Geburt unterhielt man sich gelegentlich und eine Nachbarin, die über ein Buch mit Vornamen verfügte, mischte sich ein und erstellte eine Liste österreichischer Vornamen, von denen aber keiner in ernsthafte Erwägung gezogen wurde. Mein Vater überließ nun meiner

Mutter die Namenswahl und im Falle eines Buben gab es hauptsächlich auf österreichische Namen beschränkte Überlegungen. Konkret war Mutter vor allem ein Alexander wichtig. Sie wollte mich so benennen, weil ihr der Name nach einem Onkel ihrerseits (ein Bruder ihres Vaters, also ein Großonkel aus Südtirol - Großvater entstammte aus einer Südtiroler Familie, geb. 1890), der von allen Sandra gerufen wurde, besonders gut im Ohr lag. Laut Auskunft meiner Mutter war mein Vater aber für Alexander ohne Angabe von konkreten Gründen nicht zu haben. Ihre Vermutung war damals wie heute, daß es mit der griechischen Geschichte zusammenhing und mein Vater als eher nationalistisch eingestellter Türke, der auch seine türkische Staatsbürgerschaft nie aufgab, keine griechischen Namen in der Familie haben wollte.

Also kam es dann zu Markus, den mein Vater anstandslos akzeptierte. In Bezug auf den zweiten Vornamen ging meine Mutter auf die von meinem Vater vor Attilas Geburt präsentierten Namensvorschläge ein. Ein >Erol< schien unter den damaligen Vorschlägen wohl schon auf und war ihr im Ohr geblieben. Die endgültige Entscheidung fiel dann in den Tagen unmittelbar nach meiner Geburt.

Also mit Ausnahme des >Alexander< eine ausgesprochen konfliktfreie und direkt aufgeklärte interkulturelle Namenswahl, die vor allem mir das Leben unter österreichischen Jugendlichen am Lande wesentlich erleichterte. Bei Attila fing das mit dem leichten Leben an, als er sich von zartem Kindesalter an physisch so entwickelte, wie man es von einem Attila erwarten würde (obwohl der wirkliche Hunne ja, so hörte ich, eher klein gewesen sein soll, auch bei europäischem Standard).«

Diese von Mutter und Sohn nach mehr als drei Jahrzehnten rekonstruierte Geschichte der Namengebung zweier Brüder bietet einer sozialhistorisch-onomastischen Interpretation eine Fülle von Ansatzpunkten. Sie enthält viele Hinweise auf allgemeine für die Zeit typische Namensmotivationen. Sie erlaubt, die »äußere Namensgeschichte« mit der »inneren Namensgeschichte« zu verbinden. Sie zeigt die Begegnung von zwei sehr unterschiedlichen Systemen der Namengebung. Vor allem läßt sie in dieser interkulturellen Begegnung zwei grundsätzlich verschiedene Strategien der Namenswahl erkennen. Viele biculturellen Elternpaare werden vor ähnlichen Entscheidungen gestanden sein oder stehen.

Bei der Namenswahl des älteren Sohnes steht die kulturelle Tradition des zugewanderten Elternteils im Vordergrund. Das ist eine schwierige Strategie, soll doch der Name auch für den Elternteil akzeptabel sein, der aus dem Aufenthaltsland kommt und damit wohl insgesamt für das Milieu, in dem das Kind aufwachsen wird. »Ziemlich türkisch klingende Namen« werden dementsprechend in der Namensdebatte vom Partner mit Zurückhaltung aufgenommen. Die Entscheidung fällt schließlich für einen »türkischen Namen«, der für die Mutter »auch nicht so fremd klang«: Attila.

Daß Attila hier als typisch türkischer Namen gegeben wird, erscheint für den Philologen beziehungsweise Historiker, der sich primär mit der »äußeren Namensgeschichte« beschäftigt, aufs erste überraschend. Der Name des im 5. Jahrhundert lebenden Hunnenkönigs ist für ihn eindeutig germanischer Herkunft.¹ Attila ist mit dem Diminutivsuffix »-ila« aus dem Gotischen beziehungsweise Gepidischen von »atta« - »Vater« abgeleitet gebildet, bedeutet also »kleiner Vater«, »Väterchen«. Auch Attilas Bruder Bleda trug einen germanischen Namen. Er lebt neben »König Etzel« als der Sagenheld »Blödel« im Nibelungenlied weiter. Wie kann nun aus einem germanischen Namen, den das Fürstenhaus der Hunnen in der ausgehenden Antike übernommen hatte, ein typisch türkischer Name des 20. Jahrhunderts werden? Eine Erklärung findet sich im gewandelten Geschichtsbild der Türken nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches.⁴ Seit Atatürk werden die Ursprünge der eigenen Geschichte nicht mehr mit dem Islam in Verbindung gebracht. Die Herkunft der Nation wird vielmehr aus zwei verschiedenen Richtungen erklärt - einerseits aus den vorausgehenden Kulturen in Anatolien bis zurück zu den Hethitern, andererseits aus den Nomadenzivilisationen der Turk-Völker aus Zentralasien, unter denen vor allem die Hunnen

glorifiziert werden. In diesem Kontext nimmt Attila einen wichtigen Platz ein. »Die Erinnerung an Attila bleibt die an einen sehr guten und freundlichen Fürsten, eine große Persönlichkeit, einer von denen, die die Geschichte beherrschen.«* Das den türkischen Kindern seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts vermittelte Geschichtsbild nimmt insofern im interkulturellen Vergleich von Geschichtstraditionen eine Ausnahmestellung ein, als es die Hunnen aufwertet und die Zivilisation der Nomadenreiche von Attila bis Tamerlan verherrlicht. Attila wird in der laizistischen Türkei zu einem nationalen Heros. In einer historisierenden Namengebung kann sein Name nun als spezifisch türkisch verstanden werden.

Bezeichnenderweise wurde der Name in der hier referierten Namensentscheidung nicht in seiner türkischen Schreibweise »Atilla« aufgegriffen, die von führenden deutschen Namenbüchern als »*etymologisch abwegig*« verurteilt wird,⁶ sondern in der aus der deutschen Geschichtstradition geläufigen Form »Attila«. So war der Name der Mutter »dann auch nicht so fremd«. In ihrem Geschichtsunterricht war er sicher vorgekommen, hier aber wohl nicht in einer Weise, die den historischen Träger des Namens zu einem attraktiven Namensvorbild für das eigene Kind gemacht hätte. Der Hunnenkönig Attila gehört zu den klassischen Bösewicht-Gestalten der Schulbücher, nicht nur der deutschsprachigen. Die Hunnen eröffnen in traditionellen Geschichtelehrbüchern die Reihe der »Feinde aus dem Osten«, die über die Avaren, Magyaren und Mongolen bis zu den Türken und mitunter noch weiter reicht. Wenn auch bekannt, so konnte der Name Attila für die österreichische Mutter aus dem ihr tradierten Geschichtsbild keineswegs dieselbe positive Konnotation haben wie für den türkischen Vater. Im Gegenteil - der Name müßte aus dieser Tradition negativ besetzt gewesen sein. Wenn er trotzdem von ihr akzeptiert werden konnte, so wohl deshalb, weil diese negative Besetzung überlagert wurde.

Die Konnotation eines Namens ist in der Regel von der Bewertung mehrerer Personen abhängig, die in der Vergangenheit diesen Namen getragen haben. So mischen sich unterschiedliche, oft sogar gegensätzliche Bedeutungen im Bedeutungsfeld, das ein Name für eine bestimmte Person hat. Bei Attila ist freilich die Zahl der möglichen Namensvorbilder sehr beschränkt. Die Namenbücher nennen neben dem Hunnenkönig bloß den Burgschauspieler Attila Hörbiger.⁷ Daß die historische Gestalt des Hunnenkönigs in der Namengebung des deutschsprachigen Raums in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts überhaupt noch weiterlebt, verdankt sie wohl nur der Vermittlung des großen Schauspielers. Vor allem dessen Filme dürften dem Namen eine große Breitenwirkung mit positiver Konnotation gegeben haben. Aber wie kam Attila Hörbiger zu seinem Namen? Die Lebensgeschichte gibt diesbezüglich Hinweise. Er wurde 1896 als Sohn eines österreichischen Maschineningenieurs in Budapest geboren. In Ungarn aber nahm der Hunnenkönig Attila im kollektiven Geschichtsbewußtsein eine ganz andere Stellung ein als in Österreich. Schon in der Renaissancezeit blühte in Ungarn der Kult Attilas und der Hunnen, die man für die Vorfahren der Magyaren hielt." Im Historismus des 19. Jahrhunderts wurde diese Tradition wieder betont. Ähnlich wie später in der Türkei ist es also auch hier ein säkularer Nationalismus, der den Hunnenkönig zum nationalen Heros macht, auf den man in der Namengebung Bezug nimmt. Die »äußere Namensgeschichte« könnte so in unserem Fallbeispiel - in vermittelter Form - auch auf der Seite der Mutter einen ähnlichen Entwicklungsverlauf genommen haben wie auf der des Vaters. Zum Unterschied von der »inneren Namensgeschichte« sind solche Verläufe den Akteuren in der Regel nicht bewußt.

»Noch nach über 2000 Jahren unangenehme Erinnerungen«

Historisch weit zurückreichende Namenstraditionen spielen - wie wohl häufig in bikulturellen Ehen - auch bei der Namengebung des zweiten Sohnes eine Rolle. Von der Mutter wird der Name Alexander ins Gespräch gebracht, dem eigenen Verständnis nach als innerfamiliäre Nachbenennung. Beim türkischen Ehepartner löst er jedoch durch seine Bedeutung für das

Geschichtsbewußtsein der Griechen negative Assoziation aus. Alexander gehört - neben dem gemeinsamen Namengut aus der Tradition des Alten Testaments - zu den ganz wenigen Vornamen, die sowohl in der christlicheuropäischen wie auch in der islamischen Kultur positiv verankert sind und sich daher für die Namengebung bikultureller Paare aus diesen beiden Kulturen besonders eignen. Alexander der Große, auf den in vielfach vermittelter Weise die Linien der Nachbenennung im Westen zurückgehen, wird ja auch im Koran erwähnt⁹ und ist damit für Muslime akzeptabel. Nationalistische Geschichtsbilder können allerdings einer solchen religiösen Akzeptanz entgegenstehen. In unserem Fallbeispiel ist das bloß Vermutung des Sohnes, dem dieser Name vorenthalten wurde. In der Namengebungsgeschichte, die eine mit einem Perser verheiratete Österreicherin erzählt, wird dies offen ausgesprochen: *»Wir einigten uns auf den persischen Namen >Armin<. Ich hätte gerne gehabt, daß mein Sohn als zweiten Namen den meines Vaters erhält, aber darauf habe ich dann verzichtet, denn mein Vater heißt Alexander, ein Name, der bei manchen Persern noch nach über 2000 Jahren unangenehme Erinnerungen weckt.«* In diesem Fall war durch die »Last der Geschichte« Alexander selbst als symbolischer Zweitname, der im Alltagsleben keinen Gebrauch findet, für den Vater nicht tragbar. Überraschend erscheint an dieser Stelle übrigens, daß der Name Armin aus der Sicht des Paares »persisch« ist - eine Parallele zum »türkischen Namen« Attila. Deutsche Namenbücher beziehen ihn auf den Cheruskerfürsten Hermann/Arminius.¹⁰ Obwohl diese Namenstradition der eigenen Kultur der Mutter nicht bewußt ist, mag sie dazu beigetragen haben, Vertrautheit zu bewirken.

In unserem türkisch-österreichischen Fallbeispiel spielen Zweitnamen bei beiden Söhnen für die Identitätsstiftung durch Namengebung eine Rolle - allerdings in sehr unterschiedlicher Weise. Beim älteren wurde die schon im Erstnamen Attila betonte türkische Tradition durch den Zweitnamen Macit noch verstärkt. Auf das Problem der Akzeptanz im Aufenthaltsland mußte man bei diesem zweiten Namen nicht Rücksicht nehmen. Als Rufname sollte er ja nicht verwendet werden. So war es gleichgültig, ob beziehungsweise wie er im sozialen Umfeld verstanden wurde. Die Bedeutsamkeit, die der Mutter bei der Wahl dieses türkischen Zweitnamens wichtig war, lag im familiären Bereich: Da die Namen der Großväter nicht in Frage kamen, sollte der des Vaters im Namen des Sohnes weitergegeben werden. Beim jüngeren, Markus Erol, haben Erst- und Zweitname eine ganz andere Funktion. Beim Erstnamen ließen sich die Eltern nicht mehr auf das schwierige Unternehmen ein, einen in beiden Herkunftskulturen bedeutsamen Namen zu finden. Die türkische Traditionslinie wurde im Zweitnamen Erol angesprochen. Der Erstname Markus hingegen wurde völlig frei von Bezügen auf die väterliche Herkunft gewählt. Es handelte sich um einen alten christlich-römischen Namen, der schon in den sechziger Jahren verstärkt gegeben wurde und in den siebziger und achtziger Jahren wiederholt unter den fünf häufigst gegebenen Männernamen zu finden war. Diese große Beliebtheit des Namens Markus ist keine Besonderheit einer spezifisch österreichischen Namenkultur. Sie entspricht vielmehr einem internationalen Trend, der im anglo-amerikanischen Raum und in Frankreich schon früher zu fassen ist. So ist mit diesem Erstnamen keinerlei kulturelle Auffälligkeit verbunden. Die unterschiedlichen Herkunftskulturen von Vater und Mutter in zwei unterschiedlichen Namen zu verschlüsseln und dabei im Erstnamen die des Aufenthaltslandes zu berücksichtigen, ist eine zweite Strategie der Namengebung, die bikulturellen Paaren zur Verfügung steht. Sie kann dazu führen, daß ein Traditionsstrang im praktischen Gebrauch des Namens verlorenggeht. Sie beinhaltet aber auch die Möglichkeit, daß sich das Kind später einmal selbst entscheiden kann, ob und in welcher Weise es den aus einem anderen kulturellen Zusammenhang stammenden Zweitnamen führen will.

Das Nebeneinander von zwei oder mehreren Vornamen ist ein Spezifikum der christlich-europäischen Namenkultur, das bikulturellen Familien besondere Möglichkeiten eröffnet. Solange die Namengebung bei der Taufe auf ein bestimmtes kirchlich definiertes Namengut festgelegt war, konnte von diesen Möglichkeiten allerdings noch nicht im Sinne der

Verankerung nichtchristlicher Namenstraditionen Gebrauch gemacht werden. Ein interessantes Beispiel des Übergangs zu heute praktizierten Formen findet sich in einer altösterreichischen Adelsfamilie. 1892 heiratete der an der österreichischen Botschaft in Tokio tätige Diplomat Heinrich Graf von Coudenhove-Kalergi die Japanerin Mitsu Aoyama, die sich zum buddhistischen Glauben bekannte, jedoch drei Jahre später getauft wurde und den Namen Maria Thekla erhielt." Unter den zahlreichen Kindern des Paares findet sich bei keinem im Namen ein Hinweis auf ihre japanische Abstammung. Die älteste Enkelin wurde 1927 nach dem christlichen Taufnamen ihrer Großmutter Maria-Electa Thekla nachbenannt. Als 1932 ei-

Personennamen und Identität

Die *Akademie Friesach* 1995 war dem Thema *Personennamen* gewidmet, die Akten der Tagung erschienen zwei Jahre später:

Personennamen und Identität. Namengebung und Namensgebrauch als Anzeiger individueller Bestimmung und gruppenbezogener Zuordnung. Akten der Akademie Friesach »Stadt und Kultur im Mittelalter«, Friesach (Kärnten), 25. bis 29. September 1995. Hg. von Reinhard Härtel. (= Grazer Grundwissenschaftliche Forschungen 3, Schriftenreihe der Akademie Friesach 2). Graz (Akademische Druck- und Verlagsanstalt) 1997. 454 S. öS 340,-Es gab vier Tagesthemen, nämlich *Einnamigkeit und nonverbale Bezeichnungen*, *Judentum und christliche Kirche*, *Adelige und städtische Welt* und *Namen in der Nachbarschaft*. Einführend referierten Reinhard Härtel und Michael Mitterauer über grundlegende Probleme von Namengebung.

Mitterauers Thema waren die mittelalterlichen Grundlagen aktueller Namenprobleme. Gemeint sind damit die namensrechtlichen Regelungen, die bis in die jüngste Zeit in vielem mittelalterlichen Mustern folgten, vor allem in der Namensänderung von Frauen bei der Heirat und in der Benennung von ehelichen Kindern nach dem Familiennamen des Vaters. Mitterauer referiert dazu abweichende Regelungen in anderen Ländern, etwa Frankreich, Spanien und England. Wichtig ist der Hinweis auf die Faktoren, die die Bedeutung der Patrilinearität in der Weitergabe von Familiennamen relativieren, nämlich die späte Vereinheitlichung der Namensgesetzgebung (sie erfolgte erst im 18. und 19. Jahrhundert) und die Auswirkung familienhistorischer Umstände: in West- und Mitteleuropa war der Wohnsitz der Ehegatten nicht selten der bisherige Wohnsitz der Frau - und Familiennamen wurden oft von Hausnamen bestimmt. Die von Mitterauer nur kurz angesprochene Frage der Namengebung in bikulturellen Familien behandelt der Autor in dieser *Historicum*-Ausgabe näher.

Die inhaltlichen Schwerpunkte der Beiträge liegen einerseits im Bereich der Quellenkunde, andererseits im Bereich des titelgebenden Problems von Identität und Namengebung. Die quellenkundliche Seite ist auf die Typologisierung von Benennungen in Quellen - Urkundentexte, Münzen, Siegeln - konzentriert; Ergebnisse einschlägiger Arbeiten, die vor der Tagung durchgeführt wurden, wurden bei dieser Gelegenheit präsentiert. Hervorzuheben ist, daß diese Arbeiten teilweise in der universitären Lehre der Universität Graz passiert sind, daß auch einige Studenten in Friesach referierten und daß die Grazer Universität auch um Kooperation mit der

Universität Padua bemüht war.

Die Typologisierung von Namen lehnt sich an die Ergebnisse des von Frankreich ausgehenden internationalen Forschungsprojektes GREHAM an. Es werden dabei in Quellen vorkommende Namen darnach kategorisiert, ob sie nur aus dem Erstnamen bestehen, den Erstnamen um sonstige Beschreibungen (zum Beispiel Verwandtschaftsangaben) erweitern oder den Erstnamen mit einem Zweitnamen kombinieren. Zweitnamen können Eigennamen oder auch Ortsbezeichnungen sein. Das Schema, nach dem diese Kategorisierungen vorgenommen werden, ist ziemlich komplex und wurde für die Grazer Arbeiten vereinfacht. Der Grund für diese quellenkundlichen Untersuchungen liegt in der Annahme, daß die Quellen selbst bis zu einem gewissen Grad die Ausgestaltung der Personenbenennungen bestimmen. Das heißt, daß nach dieser Annahme Personennamen in den erhaltenen Quellen von Personennamen in ihrer sonstigen historischen Verwendung abweichen können. Bestätigt sich diese Annahme?

Nach den referierten Ergebnissen ist dies der Fall. So zeigt sich etwa bei den Untersuchungen von Markus Simmerstat-ter zu Personennamen in verschiedenen Quellen aus Kärnten und Friaul, daß Ortsangaben fast ausschließlich auf mobilen Schriftträgern wie Münzen oder Siegeln zu finden sind, weil bei diesen Quellen der örtliche Bezug nicht selbstverständlich war. Bei ortsfesten Quellen konnte leichter auf die örtliche Zuordnung von Personen verzichtet werden. Ähnlich Hermann Falkners Ergebnisse zu administrativen Quellen desselben Raums: Obwohl die Ausführlichkeit einer Personenbenennung bis zu einem gewissen Grad vom Status der Person abhing, hat doch auch der Quellentyp seine Auswirkungen, wie sich etwa an der sparsamen Personenbenennung in Einkünfteverzeichnissen zeigt. Und Heidrun Zettelbauers Vergleich von Urkunden und Nekrologien, wieder aus Kärnten und Friaul, zeigt die Unterschiede in den beiden Quellentypen bei der Differenzierung und Latinisierung der Personenbenennung (beides ist in Urkunden ausgeprägter).

Von den quellenkundlichen Beiträgen zur Identität. Hier sei zunächst der Beitrag Jörg Jarnuts über frühmittelalterliche Personennamen hervorgehoben, der die Germanisierung von Personennamen im Gebiet des Imperium Romanum beschreibt. Die romanische Bevölkerung paßte sich in der Übernahme germanischer Namen an die herrschende germanische Minderheit an; betroffen waren alle Teile der romanischen Bevölkerung, also nicht nur die Oberschicht. Diese Germanisierung der Namen ging aber bekanntlich mit einer Übernahme des Vulgärlateinischen durch die Germanen einher, sodaß die grundsätzlich bedeutungstragenden germanischen Namen zu einem erheblichen Teil nicht mehr verständlich waren; die Mehrzahl dieser Bezeichnungen verschwand auch tatsächlich im Lauf einiger Jahrhunderte. An diesem Prozeß wird die unmittelbare Verbindung von Status und Namengebung deutlich, wobei besonders bemerkenswert ist, wie eine ursprünglich barbarische ethnische Minderheit, die aber die Elite stellte, prägend auf die Kultur der Mehrheit wirkte.

Ein Beitrag dieses Bandes bedient sich explizit statistischer Methoden, um die soziale Bedeutung von Namen abzuschätzen. Es ist dies der Aufsatz von Ingo Kropac, der Personenbezeichnungen in Regensburger und Wiener städtischen Quellen (*Schwarzes Stadtbuch* und *Gelbes Stadtbuch* Regensburg, Regensburger Bürgeraufnahmebücher und Wiener Ratsbürgerkataloge). Die Auswertung hat vorläufigen Charakter, es handelt sich bis dato erst um einfache Prozentverteilungen bei einigen Merkmalen, die noch wenig besagen. Auch sonst wirken die generalisierenden Aussagen, die einige Autoren machen, hinsichtlich der Auswertung recht bescheiden, mehr noch als Kropacs computergenerierte Strichlisten. Meist wird in diesen Fällen festgestellt, daß quantifizierende Auswertungen ganz verfehlt wären und die qualitative Arbeit wichtiger sei - um dann im Resümee erst recht quantitative Aussagen zu machen.

Zusätzlich zu diesen eigens gewürdigten Beiträgen finden sich in diesem Sammelband weitere, die nur kursorisch erwähnt werden können: Ein Beitrag des Herausgebers über Symbole in Unterfertigungen, der sich bereits ein gutes Stück vom Thema *Namen* entfernt, Martha Keils Überblick über die jüdische Namengebung im Spätmittelalter (Bildung von Namen nach Ort, Eltern und anderen Anknüpfungspunkten, Rufnamen, Diminutive und anderes), Sante Bortolamis Beitrag über Personennamen und Spiritualität (Namengebung und Heiligenverehrung, Abgrenzung religiöser und nichtreligiöser Namen, regionale Besonderheiten), Johann Tomaschek über die Benennung von Ordensangehörigen in österreichischen Benediktinerklöstern im Mittelalter (tatsächlich geht es mehr um Titulaturen), Beiträge über regionale Besonderheiten und anderes.

Der Band betont vielleicht insgesamt zu stark die quellenkundlichen Aspekte des Themas. Sie sind nicht unwichtig, doch scheint es sinnvoller, die Eigenarten der Quellen als erklärende Faktoren zusammen mit den sozialen Faktoren zu verwenden. Eine isolierte Analyse der quellenkundlichen Seite ist demgegenüber eher unbefriedigend. Dennoch eine interessante und in Teilen anregende Sammlung zum Thema *Namengebung im Mittelalter*.

Monika Reiset

ne zweite Enkelin zur Welt kam, erhielt sie hingegen bei der Taufe den Namen Barbara Margarethe Sophie Maria Mitsu. Die später als Journalistin bekannt gewordene Barbara Coudenhove-Kalergi durfte in ihrem fünften Namen die japanische Tradition ihrer Großmutter aufnehmen.

»...da man durch das Geben eines Namens jemanden weiterleben läßt«

Stellt man diesem frühen Beispiel einer interkulturellen Namengebung eines aus der jüngsten Vergangenheit gegenüber, so wird deutlich, welcher Spielraum in der Traditionsverknüpfung durch Mehrnamigkeit gewonnen wurde. Eine 1997 geborene Tochter einer Österreicherin und eines Moslems aus Burkina-Faso erhielt den Namen Nuria. Die Mutter berichtet: *»Ich komme nochmals auf deine Frage zur Namengebung für Nuria zurück und versuche mich zu erinnern, was wir zu dem Thema besprochen haben. Es war auf jeden Fall ein langwieriger Prozeß und wir waren uns bis zum Tag vor Ihrer Geburt nicht einig. Ich habe von Anfang an zugestimmt, dem Kind einen islamischen Namen zu geben, sofern er mir gefällt und nicht >zu islamisch klingt< (wie z.B. Fatinui. Suleiman ...). Zur Auswahl hatten wir fast nur Namen aus dem Alten Testament, da diese auch uns geläufig sind (Aaroun, Sarah. Yakoub. Safia ...). Am liebsten wäre mir Sofia gewesen, aber Idriss wollte den Namen nicht, da schon seine Schwester so heißt - verständlich. Er wollte gerne Namen, die im Islam bedeutungsvoll sind - wie etwa Gihriil (der Engel Gabriel). Nuria fällt nicht wirklich darunter, aber war der Name der uns beiden gefallen hat. Als zweiten bzw. dritten Namen wollten wir erst weitere Namen, die uns gefallen hatten, nehmen, haben uns aber dann für Namen aus unserer Familie entschieden. Dumbiri war Idriss' Idee, der meinte, daß die Mutter seiner Mutter, die starb, als Mariam fünf Jahre alt war, vergessen würde und so Erinnerung findet. Anna haben wir hinzugefügt, da Großmutter auch unsere Familie in Namen verewigt haben wollte. Es stimmt, daß in Idriss' Kultur nicht der Name einer noch lebenden Person weitergegeben wird, da man durch das Geben eines Namens jemanden >weiterleben< läßt.«* Die kleine Nuria Dumbiri Anna trägt einen Erstnamen, der islamisch von »an-Nur« (»das Licht«), einem der 99 Beinamen Allahs abgeleitet werden kann,¹² der aber auch christlich als Kurzform von Nuestra Senora de Nuria vorkommt, der Bezeichnung eines Marien-Gnadenbilds in Spanien, die als Mädchennamen gegeben wird. Der Zweitname bezieht sich auf die Urgroßmutter väterlicherseits aus Burkina-Faso, der Drittname auf die österreichische Verwandtschaft mütterlicherseits. In bikulturellen Familien ist es nicht viel anders als in Familien von Partnern aus gleichem Herkunftsmilieu: Im Erstnamen wird kaum mehr nach Vorfahren oder Verwandten nach benannt. Umso mehr gewinnen Zweit- und Drittnamen für die Aufrechterhaltung familiärer Traditionslinien an Bedeutung. Die Besonderheit bikultureller Familien ist, daß solche familiäre Traditionslinien in unterschiedliche Kulturen führen.

Bei Barbara Margarethe Sophie Maria Mitsu Coudenhove-Kalergi und Nuria Dumbiri Anna leben die bikulturellen Familientraditionen in Namen von Töchtern weiter. Als Träger von Familienkontinuität hatten und haben aber Namen von Söhnen meist noch größere Bedeutung, vor allem solche von ältesten Söhnen. Und in bikulturellen Familien erscheint es besonders wichtig, die Traditionen beider Seiten aufrechtzuerhalten, wenn möglich auch in

Namen. Wir haben gesehen, daß bei der Namengebung von Attila Macit aus einer österreichisch-türkischen Ehe die Nachbenennung nach einem der noch lebenden Großväter Guido oder Kemal in Erwägung gezogen wurde, bei seinem jüngeren Bruder Markus Erol nicht mehr. Die Namengebung erstgeborener Söhne ist für die Bewahrung kultureller Kontinuität durch Namen von besonderer Bedeutung, vor allem dann, wenn der Vater aus einer so stark patrilinear bestimmten Familienkultur kommt wie der türkischen. So hielt es die Mutter von vornherein »für wichtig, die Namenswahl für einen möglichen erstgeborenen Sohn meinem Mann zu überlassen.« Viele Ehemänner beziehungsweise Väter in bikulturellen Familien in Österreich kommen aus Gesellschaften mit stark patrilinear orientierter Familienkultur. Wenn die österreichische Ehefrau ihrem türkischen Gatten die Namensentscheidung für den erstgeborenen Sohn so weitgehend überließ, so muß das aber keineswegs nur eine Rücksichtnahme auf dessen in einer männerrechtlich geordneten Gesellschaft gewachsene Mentalität gewesen sein - vielleicht war es bloß Rücksichtnahme auf den Ehepartner, der es im fremden Land schwieriger hat, seine kulturelle Identität aufrechtzuerhalten. Und darin mag ein grundsätzliches Dilemma bikultureller Ehen liegen: Einerseits versucht die im Aufenthaltsland verwurzelte Partnerin ihren zugewanderten Partner in der Bewahrung seiner kulturellen Tradition zu stützen, weil er in der schwierigeren Position ist, andererseits darf dies nicht zu Lasten der Kinder gehen. Die Namengebung der Kinder kann in diesem Spannungsverhältnis stehen.

Nachbenennung im ersten, zweiten oder dritten Namen ist eine Möglichkeit, wie in bikulturellen Familien kulturelle Traditionen beider Seiten bewahrt werden können. In unserem Fallbeispiel wird die Nachbenennung nach Vorfahren bezeichnenderweise von der österreichischen Gattin ins Spiel gebracht. Viele Namenkulturen von Zuwanderern sind keine Kulturen der innerfamiliären Nachbenennung. Nurias Vater hätte sich für einen Sohn den Namen des Engels Gabriel gewünscht. Eine Nachbenennung der Tochter nach seiner noch lebenden Schwester Safia kam für ihn nicht in Frage. Seine verstorbene Großmutter Dumbiri hingegen sollte nicht »vergessen« werden, sondern durch die Weitergabe ihres Namens weiterleben. Eine mit einem Perser verheiratete Österreicherin hätte ihrer Tochter gern den persischen Namen Mitra gegeben, »aber mein Mann hat eine Cousine dieses Namens, und für ihn war der Name einfach schon vergeben. In Persien hat man, soweit ich weiß überhaupt keinen Bezug zur Nachbenennung. Mein Mann fand es immer sehr seltsam, daß mein Neffe schon in der vierten Generation Richard fortsetzt«. Daß Attila Macit als zweiten Namen den seines Vaters erhielt, hat sicher nichts mit den türkischen Sitten der Nachbenennung zu tun. Daß im Falle der Nachbenennung nach dem Großvater beide Familien gleich berücksichtigt werden müßten, was bei heutigen Kinderzahlen kaum mehr möglich erscheint, ist ein Problem, das eher aus der österreichischen Traditionslinie bikultureller Ehen stammt.

Systeme der Namengebung, wie sie in bikulturellen Familien aufeinander treffen, stellen in ganz unterschiedlicher Weise kulturelle Kontinuität her, keineswegs nur durch kulturspezifisches Namengut. Systeme der Nachbenennung, wie sie uns aus der christlich-europäischen Tradition der letzten Jahrhunderte geläufig sind, erscheinen im interkulturellen Vergleich keineswegs gleich selbstverständlich.¹¹ Wo Nachbenennung nur nach schon verstorbenen Verwandten erlaubt ist, hat sie offenbar einen anderen Sinn als dort, wo sie auch nach noch lebenden erfolgt. Historisch weit zurückreichende Vorstellungsmuster vom Verhältnis zwischen Lebenden und Toten können so in Namengebungsfragen bikultureller Paare der Gegenwart aktuell werden. Neben Formen der Nachbenennung läßt sich auch durch ganz andere Zusammenhänge zwischen Namen in kulturspezifischer Weise Familienkontinuität herstellen. Das Stammbaumschema einer persisch-österreichischen Familie soll das erläutern (*Abbildung 1*).

Betrachtet man das Geschwisterpaar Natalie und Andre im Kontext einer in Kärnten lebenden Kleinfamilie, so würde man in der Namengebung keinerlei Hinweis auf die persische Abstammung des Vaters erkennen. Die beiden Kinder tragen Namen, wie sie in den neunziger

Jahren auch sonst in Österreich häufig gegeben werden. Daß statt Andreas die französische Namensform Andre gewählt wird, ist heute nichts besonders Auffälliges. Erst im Kontext eines größeren Verwandtschaftszusammenhangs werden die persischen Traditionslinien sichtbar. Alle fünf Geschwister des Vaters haben wie dieser Namen, die mit den Buchstaben Na- beginnen. Und diese Namensbildung setzt sich in der nächsten Generation fort. Der mit An- beginnende Name Andre ist diesbezüglich keine Ausnahme. Er dreht bloß die Abfolge der beiden wiederholten Buchstaben um. Offenbar sollen hier gleiche Namenselemente familiäre Gemeinsamkeit ausdrücken und nicht Nachbenennung. Dieses Prinzip der sogenannten Namensalliteration war in europäischer Frühzeit weit verbreitet. Die Burgunderkönige Günther, Gernot und Giseler, die Söhne Gibichos, die im Nibelungenlied auftreten, sind ein prominentes Beispiel dafür. In der hier behandelten persischen Familie kommt zu der Übereinstimmung der Buchstaben zwischen den Vornamen noch die zwischen Vornamen und Familiennamen hinzu. Der Familienname Nassiri ist offenbar aufgrund der Abstammung von einem Nassir entstanden. Noch im ausgehenden 20. Jahrhundert wird hier der uralte Gedanke der Wesensübereinstimmung aufgrund gleicher Namenselemente aufrechterhalten. Aber auch Nachbenennung mit Bezug auf persische Tradition spielt in dieser bikulturellen Familie eine Rolle. Als einer der Gründe für die Wahl des Namens Andre wird die Vorbildfigur des Tennistars André Agassi genannt, der von persischen Vorfahren abstammt. So mischen sich in dieser bikulturellen Familie - äußerlich nicht erkennbar - sehr unterschiedliche Systeme der Namengebung.

»Ich selber war lange Zeit sehr unglücklich mit meinem Namen«

Wie jede für ein Kind getroffene Namensentscheidung ist auch die bikultureller Eltern primär an der Vergangenheit orientiert - an der der eigenen Familie, an der der Kultur, aus der sie kommt. Über Namensvorbilder wird an frühere Träger des Namens angeschlossen. Über Regeln der Namengebung werden Traditionen sozialer Bindungen aufgegriffen. In bikulturellen Ehen kommt dieser Vergangenheitsorientierung jedoch besondere Bedeutung zu, weil zumindest für einen Partner damit Wahrung kultureller Identität verbunden ist. Wie jede für ein Kind getroffene Namensentscheidung hat auch die von bikulturellen Paaren eine Zukunftsperspektive. Sie ist für solche Paare allerdings noch viel schwieriger abzuschätzen als für Partner aus gleichem Herkunftsmilieu. Läßt sich voraussehen, wie sich das Kind mit seinem Namen im Kindergarten, in der Schule, in der peer-group, an seinem Arbeitsplatz einmal fühlen wird? Läßt sich voraussehen, wie seine Umwelt in zehn, zwanzig, dreißig Jahren mit Zeichen des kulturell Fremden umgehen wird? Selbstzeugnisse von Kindern bikultureller Ehen erschließen diese andere Seite der »inneren Namensgeschichte«. Markus Erol spricht von einer *»interkulturellen Namenswahl, die vor allem mir das Leben unter österreichischen Jugendlichen am Land wesentlich erleichterte. Bei Attila fing das mit dem leichten Leben an, als er sich von zartem Kindesalter an physisch so entwickelte, wie man es von einem Attila erwarten würde.«* Nicht immer aber bedeutet der in bikulturellen Ehen gewählte Kindesname ein »leichtes Leben«. Die Tochter eines in Wien lebenden Syriers mit syrisch-ungarischer Herkunft schreibt mit zwanzig Jahren:

»Die Einigung um meinen Namen erfolgte wie gesagt relativ schnell, war doch klar, daß ein europäischer Name schlecht mit dem arabischen Nachnamen harmonieren würde, obwohl meine Mutter anfänglich auch Namen wie Arabella oder Lydia ins Auge faßte. Als mein Vater den Vorschlag abgab, war meine Mutter aber dann sofort einverstanden -ist Leila für sie doch der schönste unter den orientalischen Namen. Ich selber war lange Zeit sehr unglücklich mit meinem Namen, insbesondere mit meinem Nachnamen, hat er doch einen unverkennbar ausländischen Klang. Noch dazu kam, daß - als Ich noch in der Volksschule war - das EAV-Lied über >Leila, die Königin der Nacht< sehr populär war und meine Mitschüler keine Gelegenheit ausließen, mich damit zu ärgern. Ich dachte mir immer Namen aus, wie ich gerne heißen würde, z. B. Karin Sternhofer. Ich wollte eben heißen wie alle anderen auch. Man

kann sogar sagen, ich schämte mich für meinen Namen. Ich kann mich noch gut erinnern, daß ich in der Unterstufe des Gymnasiums einmal gebeten wurde, einen Artikel für eine lokale Zeitung zu schreiben. Ich schrieb den Artikel wirklich gern, aber ich fürchtete mich davor, daß mein Name und mein Photo darunter erscheinen würde.

Heute bin ich sehr froh darüber, daß ich so heiße. Erst in letzter Zeit habe ich bemerkt, daß mein Name etwas besonderes ist - Ausdruck einer Vergangenheit, wie sie nur wenige haben. Ich meine die Vergangenheit meiner Ahnen - der ungarischen und insbesondere auch der arabischen, birgt doch die orientalische Kultur so viel Geheimnisvolles in sich und hat selbst die Bibel dort ihren Ausgang. Vielleicht wanderte Jesus auf den gleichen Steinen wie meine Ahnen ...?«

Vergleicht man diese Aussage eines bikulturell aufgewachsenen Kindes mit solchen von Kindern aus einheitlicher Familienkultur, so wird man allerdings Parallelen finden. Die persönliche Erfahrung vieler Menschen verzeichnet eine Lebensphase - insbesondere die Schulzeit vor der Pubertät - in der die Akzeptanz des eigenen Namens davon abhängt, ob er als ausreichend gleichgestaltet empfunden wird. Als Gradmesser gilt dabei die aus den Namen der Mehrheit geschlossene Gruppennorm; Wortspiele und Verballhornungen des eigenen Namens werden als kränkend erlebt und bleiben bis ins Erwachsenenalter im Gedächtnis. Aus Gesprächen zum Thema Namengebung gewinnt man den Eindruck, daß nicht wenige Menschen in ihrer Kindheit mit dem eigenen Namen unzufrieden waren. Bei bikulturellen Kindern kann dieser Effekt noch verstärkt auftreten - zum einen, weil ihr Vorname in der Gleichaltrigengruppe ganz neu und somit unangepaßt ist, zum anderen, weil sie sich - aufgrund von äußeren Merkmalen oder der speziellen Situation der Familie - überhaupt als unangepaßt empfinden.

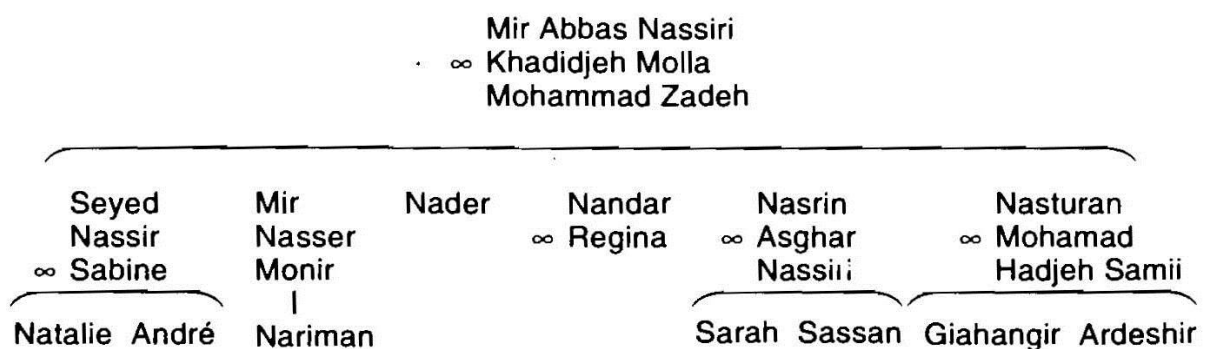


Abbildung 1: Stammbaumschema einer persisch-österreichischen Familie

Sehr häufig tritt bei Jugendlichen beziehungsweise jungen Erwachsenen dieses Bedürfnis der Anpassung des Namens - gleichsam des Aufgehens im Gruppenprofil durch den Namen - später dann zurück. Der Wunsch, sich zu unterscheiden, sich abzuheben und die eigene Individualität zu betonen, nimmt zu. Kindliche Ruf- und Spitznamen werden abgelegt, der neue, eigentliche Name wird gesucht. Der wegen seiner mangelnden Angepaßtheit kaschierte oder verleugnete Vorname kann nun bewußt »angenommen« und als Symbol für das Besondere der eigenen Person getragen werden, sofern sich mit ihm positive Assoziationen verbinden lassen. Hier ergibt sich für bikulturelle junge Menschen eine spezielle Chance, sich als ungewöhnlich und besonders zu sehen. Bikulturelle Kinder beginnen sich auch oft an der Schwelle zum Erwachsenenalter mit der »anderen« Kultur, die sie repräsentieren, in der ihr Lebensmittelpunkt und Alltag aber bisher nicht angesiedelt war, verstärkt zu befassen. Sie identifizieren sich mit ihr und sehen sie als Bereicherung des eigenen Lebens.

Die Polarität zwischen »Anpassung« und »Individualisierung« des Namens (und damit des Kindes) beeinflusst die Motivation der Eltern bei der Namenswahl hierzulande heute mehr denn je. Die Nachbenennung hat eine lange Tradition, das bewußte Er-Finden neuer Namen - wie etwa in Ostasien, wo vielfach Namen gezielt neugeschaffen, auch astrologisch berechnet werden - hat keine kulturelle Basis; dies unterstützt den Wunsch zur Anpassung.

Gleichzeitig setzt sich in allen sozialen Schichten das Gebot durch, das Kind in seiner unverwechselbaren Individualität wahrzunehmen, zu erziehen und eben auch zu benennen. Nicht zuletzt in Kombination mit dieser Überzeugung gilt Nachbenennung als altmodisch. Die ideale Synthese zwischen Anpassung und Individualisierung sehen viele Eltern im Rückgriff auf »die schönen, alten Namen«, die auch dem historischen Namengut der Familie entnommen sein können, bevorzugt dann, wenn sie schon lange nicht mehr verwendet wurden.

Für bikulturelle Elternpaare ist die Harmonisierung von Anpassungs- und Individualisierungswunsch eine besondere Aufgabe. Der Wunsch nach Individualisierung ist für bikulturelle Namegeber leichter zu erfüllen - sie verfügen ja über ein doppeltes Angebot an Namen und neigen auch dazu, dem kulturellen Namenspotential des Ehepartners, der sein Land verlassen hat, quasi als Ausgleich bei der Namengebung das Vorrecht zuzugestehen. Dieses Phänomen wird sicher auch dadurch unterstützt, daß die Mehrzahl der Migranten, die ihren Partner aus ihrem Aufenthaltsland wählen, männlich ist. Die Dominanz des Vaters oder der Vaterfamilie bei der Namengebung begegnet weltweit in vielen Kulturen.

Die Anpassung des Kindesnamens an die zu vereinenden Familienkulturen ist für bikulturelle Paare eine Aufgabe, die schwieriger zu leisten ist. Die Bikulturalität selbst bedingt, daß Anpassung eben nicht nur in Richtung einer Kultur, sondern vor dem Hintergrund zweier Kulturen vorgenommen werden muß. Mehrnamigkeit scheint hier, wie das Eingangsbeispiel zeigt, ein geeigneter Ausweg. Allerdings muß gewährleistet sein, daß damit beiden Herkunftskulturen und -familien Genüge getan wird. Frau E., Österreicherin, verheiratet mit einem Türken, erzählt: *»Als in der Familie bekannt wurde, daß wir ein Kind haben werden, bat meine Mutter meine Schwester, sie möge doch in diplomatischer Weise ihren Einfluß auf mich ausüben, daß mein Mann und ich keinen allzu seltsamen Vornamen für das Kind aussuchen sollten, besonders, wenn es ein Bub ist; das Kind dürfe doch nicht leiden. Es stellte sich bald heraus, daß wir eine Tochter bekommen würden, und das Thema schien damit weniger brisant. Für mich war klar, daß unsere Tochter einen türkischen Vornamen haben würde, und es gab einige, die meinem Mann und mir gleichermaßen gut gefielen. Ich wollte meiner Tochter gerne als zweiten Namen >Maria< geben; so heißt in meiner Familie niemand, aber es ist so klassisch österreichisch, ich wollte einen Ausgleich. Maria ist als Mutter Jesu auch den Muslimen eine verehrungswürdige Person, und mein Mann hatte von daher nichts dagegen. Er meinte aber, dann sollte man doch auf jeden Fall die Originalform des Namens nehmen, Miriam oder Meryem oder Maryam. Dann habe ich es doch gelassen, weil es meinen Zweck so nicht erfüllt hätte.«*

Die Anpassung, die die junge Mutter vorhatte, wäre nicht erreicht worden; eher hätte sich das Trennende, zwei fremde Vornamen, in ihrer Herkunftskultur verstärkt. Interessant ist auch der Umstand, daß man bei der Namengebung für Mädchen eine größere Gestaltungsfreiheit für akzeptabel hält; traditionell gelten Knaben als die wichtigeren Namensträger, durch die Kontinuität hergestellt werden soll. Dadurch ist die Varianz des Modischen, Neuen, Unüblichen bei Mädchennamen auch in industrialisierten Gesellschaften nach wie vor immer noch höher als bei Knabennamen.

Grundsätzlich trifft die innovative Namengebung bikultureller Familien in der gegenwärtigen mitteleuropäischen Gesellschaft auf wenig Widerspruch, ja kaum mehr auf Verwunderung und zusehends auf Nachahmung. Die eingangs genannten Entwicklungen - Säkularisierung, Migration, Emanzipation - treffen sich hier auch mit den Phänomenen der Mediengesellschaft, die Lebensformen und ästhetische Muster aller Art um den Erdball

verbreiten; manches Unbekannte wird sehr rasch zum Üblichen, das Spezifische wird allgemein. Mirjam überflügelt Maria, der keltische Kevin findet sich in Kindergärten in aller Welt und weitgereiste österreichische Fußballer nennen ihr Kind ohne weiteres Jesus. Kein Problem mehr für Attila und Leila?

Anmerkungen

1. Stefan Sonderegger, Die Bedeutsamkeit der Namen, *Literaturwissenschaft und Linguistik* 67 (19X7), 18.
 2. Die Texte solcher Selbstzeugnisse wurden einerseits von Mitgliedern der »Fraueninitiative bikultureller Ehen und Lebensgemeinschaften« zur Verfügung gestellt, andererseits von Kolleginnen und Kollegen der historischen Institute der Universität Wien. Allen, die dadurch zum Zustandekommen dieses Artikels beigetragen haben, sei ganz herzlich gedankt.
 3. Otto J. Maenchen-Helfen. *Die Welt der Hunnen*, Wien 1978, 261 ff.
 4. Mark Ferro, *Geschichtsbilder. Wie die Vergangenheit vermittelt wird. Beispiele aus aller Welt*, Frankfurt a. M. 1991. 118; vgl. auch Richard Peters, *Geschichte der Türken*. Stuttgart 1961, 13.
 5. Ferro, *Geschichtsbilder* (Anm. 4). 118.
 6. Mackenson, *Das große Buch der Vornamen*, München 1986, 18. Daß der Autor mit der Schreibweise »Atilla« konfrontiert wurde, dürfte darauf hinweisen, daß der Name auch sonst gelegentlich von türkischen Eltern beziehungsweise von türkisch-deutschsprachigen bikulturellen Paaren gegeben wurde.
 7. Mackenson, *Vornamen* (Anm. 6), 18; Margit Eberhard-Wabnitz/Horst Leisering, *Knaurs Vornamen Buch*, München 1984. 55f.; Günter Drosilovski, *Duden Lexikon der Vornamen*, Mannheim 1974, 40.
 8. C. Aylmer Macartney, *Geschichte Ungarns*, Stuttgart 1971, 48.
 9. Thomas Patrick Hughes, *Lexikon des Islam*, Wiesbaden 1995, 24.
 10. Mackenson, *Vornamen* (Anm. 6), 15; Knaurs *Vornamenbuch* (Anm. 7), 54; *Duden Lexikon der Vornamen* (Anm. 7), 38.
 11. *Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Gräflichen Häuser*, Teil A, 115. Jahrgang, Gotha 1942, I46f.
 12. Hughes, *Lexi+ctw-desIslam* (Anm. 9), 570; Mackenson, *Vornamen* (Anm. 6). 313; Knaurs *Vornamenbuch* (Anm. 7). 217
 13. Zu solchen Systemen der Nachbenennung beziehungsweise anderen Systemen der Namengebung ausführlich Michael Mitterauer, *Ahnen und Heilige. Namengebung in der europäischen Geschichte*, München 1993.
- Anschriften der Autoren: Dr. Viktoria Djafari-Arnold. Univ. Prof. Dr. Michael Mitterauer, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1. A 1010 Wien.*